



Dieter Simon

Die vierte Tugend

Früher, als alles noch besser war, benötigte ein Wissenschaftler drei Eigenschaften. Er musste einfallsreich, fleißig und geduldig sein. Besaß er diese Tugenden, wurde er irgendwann belohnt. Seine Entdeckungen wurden honoriert, seine Bücher gekauft. Er erhielt eine Stelle, manchmal sogar eine (öffentliche) Stellung. In der Regel aber blieb ihm die Öffentlichkeit fremd. Von einigen wenigen, den Großen und Ganzgroßen, abgesehen, saß der Wissenschaftler in seinem Labor oder hinter seinem Schreibtisch – im Elfenbeinturm, wie diese Befindlichkeit teils spöttisch, teils respektvoll genannt wurde. Seine Öffentlichkeit waren die Studenten, die sich jedoch so nicht begriffen.

Im Zeitalter der wissenschaftlichen Marktwirtschaft, des Konkurrenzideals, der knappen Ressourcen und der Verbetriebswirtschaftlichung aller Ansichten, Einsichten und Gemüter ist dies anders geworden.

Der Wissenschaftler bedarf noch einer weiteren, einer vierten Eigenschaft. Er muss sich selbst darstellen können. Nicht nur die Selbsterstellung wird von ihm erwartet, sondern auch die Selbstdarstellung. Keine Autopoiese ohne Autoparastase.

Vorübergehend hat man angenommen, das Geschäft der Darstellung, der Anpreisung und des Verkaufs von Wissenschaft könne einer speziellen Kaste von Öffentlichkeitsexperten, den sogenannten Wissenschaftsjournalisten in die Hände gelegt werden. Es hat sich aber gezeigt, dass diese Fachleute, mögen sie wissenschaftlich so erfahren und gewitzt sein, wie sie wollen, am Ende doch immer den Kriterien ihres journalistischen Systems gehorchen und gehorchen müssen. Dessen Maximen: Neuigkeit, Schnelligkeit und Kürze sind allerdings Kriterien, die den Bedingungen der Wissenschaft in keiner Weise angemessen sind, weil es dort in der Regel weder schnell noch kurz zugehen kann und darf und die angestrebten Ziele zwar häufig existenzielle ›Neuheiten‹, aber kaum nachrichtliche ›Neuigkeiten‹ sind. Sensationen und

Skandale werden zwar auch von der Wissenschaft geliefert, aber Quantität und Qualität dieser Ereignisse sind den Zielen der Wissenschaft nur im Ausnahmefall dienlich und nur selten geeignet, die ›Öffentlichkeit‹ länger zu beschäftigen.

Folge dieses Irrtums war erheblicher Verdross auf beiden Seiten. Die Wissenschaftler fühlten sich missverstanden, trivialisiert und ungebührlich in Anspruch genommen (»Sie haben 90 Sekunden – schildern Sie uns die wichtigsten Aspekte Ihres Lebenswerkes«), die Journalisten verständnislos, arrogant und zynisch behandelt (»Ob Ihre ›Zeit‹ ausreicht, die wesentlichen Aspekte meines Werkes zu würdigen, lassen wir dahingestellt«). Konsequenterweise einigte man sich darauf, in Burgfrieden die Kontakte auf Gelegenheiten zu beschränken, bei denen die beiderseitigen Verhältnisse jeweils einigermaßen zu ihrem Recht kommen – also auf Pressekonferenzen und Interviews, die beide schon ihrem Format nach ungeeignet sind, über einen blassen Eindruck hinausgehende Inhalte zu vermitteln.

Notgedrungen, und schon um der von den Kulturbürokraten eifrig eingeforderten Rechenschaftslegung über ihre Existenzberechtigung gerecht zu werden, griffen die Wissenschaftler zur autonomen Selbstdarstellung. Die Autoparastase war geboren.

Nach einigem Stocken und verschiedenen Rückschlägen, die überwiegend dem Mangel an Vertrautheit der Darstellungswilligen mit den technischen und ideologischen Umständen der zu benutzenden Medien geschuldet waren, ist inzwischen die Selbstbeschreibung, Selbstanpreisung und der schließliche Selbstverkauf des Wissenschaftlers zum Routinegeschäft der Gelehrten geworden.

Sei es allein oder im Verbund, das heißt unter der wohlwollenden Assistenz von Akademien, Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen, wird heute die Autoparastase als, wie es trefflich heißt, ›Öffentlichkeitsarbeit‹ betrieben.



Einfachste Mittel, die sich jeder leisten kann, wie die Erstellung einer Internetseite mit entsprechenden Nachweisen, können bereits beträchtliche Darstellungserfolge mit sich bringen.

Wer zum Beispiel den Mut hat, vom konventionellen Passfotoformat mit Bücherwand im Hintergrund abzuweichen und etwa sich am Frühstückstisch, beim Waldlauf, innerhalb einer ausgedehnten und fröhlichen Familie, unter Wasser, beim Gebet oder am Fallschirm ablichten zu lassen, wird bereits mit diesen einfachsten aller Techniken einen Achtungserfolg in der Bearbeitung der Öffentlichkeit verzeichnen können. Er ist auf dem Weg, »Aufmerksamkeit« zu erzielen, und erhält so die Chance, das vergoldete Kalb des Wissenschaftstanzes berühren zu dürfen.

Hinter dem Bildmaterial können Literaturverzeichnisse ausgebracht werden, die durch die Aufnahme von Lexikonartikelchen, Klappentexten, Redemanuskripten, Grußadressen, Leserbriefen etc. rasch zu imposanten Gebäuden aufschließen, deren potemkinsche Fassadenhaftigkeit nur bei genauester, aber kaum jemals zu befürchtender Nachprüfung zu entdecken wäre. Auch Pläne gelten inzwischen als durchaus solide Kandidaten von Literaturlisten. Sie haben den Vorteil, auch bei gänzlicher Aussichtslosigkeit und Unerfüllbarkeit über viele Jahre hin zu glänzen und sogar Untätigkeit und Lücken kaschieren zu können.

Hierzu bedarf es nur einer gewissen Kaltblütigkeit und marginaler stilistischer Steigerungen. Man beginnt mit dem auf einen majestätischen Titel folgenden Klammerzusatz (»in Arbeit«), der sich nach etwa zwei Jahren zu (»Entwurf«) fortbewegt, nach derselben Zeitspanne als (»Manuskript«) erscheint, worauf mit (»abgeschlossen«) und (»im Druck«) noch weitere Gewinne zu erzielen sind. Wurde der Titel hinreichend aktuell-bombastisch gewählt (»Terror, Transit, Transvestit. Beobachtungen zu ...«), wird das endliche Ausbleiben des Produktes kaum auffallen, da sich die Modewellen verlaufen haben und die potenziellen Abnehmer beruhigt registrieren, dass es sich offenbar um ein älteres Erzeugnis handelt, das sie seinerzeit vermutlich konsumierten, ohne sich heute, wie an so vieles andere, richtig erinnern zu können.

Die Lebensläufe der Wissenschaftler haben die Langeweile der bürgerlichen Chronologie längst hinter sich gelassen und viel von den forschenden Rezepturen gelernt, wie sie gegenwärtig den Stellensuchenden von Psycholo-

gen und Jobvermittlern angepriesen werden (»Ich bin der Mann, den Sie brauchen!«). Geburtstage bleiben aus verschiedenen Gründen als irrelevant unerwähnt. Der Einsatz beginnt etwa bei akademischen Abschlüssen oder sogar erst bei profilträchtigen Ämtern, manchmal auch bei bestimmten Leistungen (»1973 schrieb ich ...«; »im Herbst 75 entdeckte ich ...«), um sich dann von dort aus auf der Zeitleiste nach vorn oder hinten in anmutiger Weise zu entfalten.

Höhere Grade der Aufmerksamkeit sind freilich auf diese Weise noch nicht zu erzielen. Selbst die Autobiografie, früher im hohen Alter, später nach dem Abschied von einem langjährig verwalteten Amte, heute bereits beim ersten Erreichen oder auch nur dem Anstreben einer satten Position verfertigt, kann nicht mehr die in der Vergangenheit erfahrene Verstärkung der permanenten Präsentation garantieren. Wenn alle dasselbe tun, ist es dasselbe, sodass mittlerweile eher vom Fehlen einer Autobiografie eine Signalwirkung ausgeht. Und das ist gut so.

Um weiterzukommen, bedarf es des Einschwenkens auf die Linie der Wissenschaft in ihrer Gesamtheit, das heißt die Beteiligung an den Verfahrensweisen der Universitäten und Forschungsorganisationen aller Art.

Ausnahmslos haben diese Einrichtungen in den letzten Jahren enorme Fortschritte in der Selbstdarstellung gemacht. Wo früher im besten Fall das schwarz-weiße Mitteilungsblättchen seine kargen Informationen feilhielt, präsentiert sich heute noch die unbedeutendste Anstalt mit einer vielfarbig prunkenden Hochglanzbrochure, der man den Durchgang ihrer Produzenten durch Postmoderne und Pop-Art von Weitem ansieht.

Die Blätter tarnen sich wenig geschickt als »Dialog mit der Öffentlichkeit« oder mit dem »Bürger«, obwohl jeder weiß, dass von einem Gespräch mit der notorisch stummen Öffentlichkeit und ihrem Bürger keine Rede sein kann und selbst das gelegentlich verschämt erklärte Ziel diskreter Wissenspopularisierung schon deshalb niemals erreicht werden wird, weil die angeblichen Adressaten weder bereit noch in der Lage sind, auch nur einen Bruchteil der ihnen zugeordneten Informationen zur Kenntnis zu nehmen.

Tatsächlich dienen diese Produkte ausschließlich der Autoparastase im Konkurrenzkampf um Geld und Unentbehrlichkeitsnachweis. Weswegen auch dem argwöhnischen Steuerzahler der Gedanke an das Obwalten maßloser Verschwendung energisch auszureden ist. Wer



nicht auffällt, fällt durch, brachte vormals ein salopper Präsentationsberater die Autoparastase auf den richtigen Punkt.

Es ist deshalb auch nicht komisch, sondern logisch, wenn täglich eine andere Filiale der Wissenschaft ihr 5-, 10-, 15-, 20- usw.-jähriges Bestehen feiert und durch die kuriosesten Anstrengungen (von der Anstecknadel bis zur Polonaise) die Konkurrenz niederzuzwingen sucht; wenn Pressestellen wegen des Fehlens wissenschaftspräsidentialer Lichtbilder gerügt werden; wenn jeder Sammelband und jeder Reisebericht unter großem Tamtam einer Presse vorgestellt wird, die sich ihre Langeweile lediglich durch die angebotenen Schnittchen vertreiben lässt; wenn selbst negative Rezensionen einen freudigen Empfang bekommen, da das Getadeltwerden betrüblich, das Totgeschwiegenwerden aber tödlich ist; wenn abgehalfterte Politiker, aktive Politikmimen und fremdfarbige Exoten um Kommentar und Beispruch im Kernbereich der Wissenschaft gebeten werden – als Aufstrich auf dem trockenen Brot einer wissenschaftlichen Gremiensitzung.

Nun gut, möchte man sagen, »Die Werke klappern Tag und Nacht« (Schiller), das gehört zum Handwerk. Wenn gegenwärtig erst die Darstellung den Meister macht, wird die Verkäufermentalität in Zukunft den Tugenden des guten Wissenschaftlers zugesellt werden.

Einen gewissen Haken hat die Sache freilich insofern, als diese vierte ›Tugend‹ die drei anderen in einem Maße affiziert, dass sie vom Verschwinden bedroht sind.

Wer sich anpreist, muss etwas vorzuweisen haben. Ein Plan ist schön, aber genügt nicht. Also fantasiert man sich (siehe oben) ein nicht allzu großes Stückchen Ausführung dazu. Auf das Glück, bei der stilistischen Steigerung nicht ertappt zu werden, kann man nicht bauen. Ehrliche und Ängstliche (und sie sind die Mehrheit) werden versuchen, sich aus der Situation der Notlüge zu befreien. Das geschieht am besten durch die hastige Ausführung wenigstens dessen, was man schon als ausgeführt präsentiert hat. Nachdenken, Ruhe und Geduld würden stören.

Fehler geschehen, aber sie sind ein Makel und beeinträchtigen die Verkaufschancen. Sie werden deshalb verschwiegen und zu planvollen Testläufen umstilisiert.

Einfälle sind Glücksache. Wenn die Vorstellung naht und ein Einfall sich nicht eingestellt hat, muss man Verzicht üben oder zu den Einfällen anderer greifen. In der Regel entscheidet sich die Wissenschaft in dieser Situation für den Diebstahl.

Die Sprache springt nur wenigen fertig aus dem Mund. Die meisten müssen denken, formulieren, feilen, umbauen. Wer sich ständig vorstellen, beantragen, rechtfertigen, preisen und verkaufen muss, wird zum Marktschreier statt zum Schriftsteller.

Autoparastase unter Konkurrenzbedingungen, so das Resümee, führt zu Aufschneiderei, Ungeduld, Verschwendung von Zeit und Geld, Plagiat und Sprachvernichtung. Ein wenig teuer mithin, diese neue Kunstfertigkeit der Wissenschaft, wo sie sich denn beeilt, dem dämlichen Spruch von ihrer Bringschuld gerecht zu werden.

Aber kann nicht wenigstens die – wenn auch opfervolle – Erbringung dieser sozialen Schuld den Wissenschaftlern gutgeschrieben werden?

Mitnichten. Das Volk liebt die Autoparastase, wird aber dadurch nicht gewitzter. Die Tage der offenen Tür liefern Besucherrekorde und haben das Bildungsniveau keinen Millimeter angehoben. Die Jahre der Wissenschaft haben den Wissenschaftlern große Freude gemacht. Die Einsicht und Durchsicht der anderen blieb, wie sie war: opak. Die Geldgeber nickten den Darstellern freundlich und verständnislos zu und beschlossen Verlängerung. Die Wissenschaft blieb dort, wo sie war: bei den Wissenschaftlern.